



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Correspondenzen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mal mit Hinzufügung einer kurzen Biographie. Wir hätten nur gewünscht, daß er darin ein größeres Maß beobachtet hätte, denn es ist eine harte Forderung für eine junge Dame, von den Namen und Lebensumständen sämtlicher Lyriker Notiz zu nehmen, die im Messkatalog stehen. Es würde uns viel zweckmäßiger scheinen, wenn man sie nur auf die wahrhaft großen Erscheinungen aufmerksam machte und alles Uebrige vollkommen ignorirte.

J. C.

Correspondenzen.

Amerikanisches. — **Sklaverei.** Die leidenschaftliche Hestigkeit und Entschiedenheit, welche die Sklavenhalter in neuerer Zeit gezeigt haben, ist vielen um so mehr aufgefallen, als man weiß, daß früher, namentlich zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges und der Annahme der Verfassungsurkunde (1787), das Interesse für die Sklaverei, selbst in den südlichen Staaten, weit schwächer war als heute; daß damals alle Staatsmänner von Bedeutung sie verwarfen, und daß man allgemein hoffte und erwartete, sie allmählig — und zwar in nicht sehr entfernter Zeit — durch die betheiligten Staaten selbst gänzlich abgeschafft zu sehen. Ja der Widerwille, den man gegen sie hegte, ging so weit, daß man in der Verfassungsurkunde, obgleich sie (Art. III. Sect. 2. Nr. 3) eine Bestimmung enthält, welche die Auslieferung flüchtiger Sklaven anordnet, absichtlich das Wort „Slave“ oder „Sklaverei“ vermied und statt dessen sie als „Personen, die nach den bestehenden Gesetzen eines Staates zu Dienst oder Arbeit verpflichtet sind“, bezeichnete, um nicht der Sklaverei, als solcher, gewissermaßen eine verfassungsmäßige und unwiderrufliche Sanction zu geben. Man nannte vielmehr die Sklaven ausdrücklich „Personen“, um dem Begriff, daß sie, wie anderes Eigenthum, bloß als Sache zu betrachten seien, zu widersprechen. Wie kommt es nun, daß die heutige Sklaverei sich von der humanen und christlichen Gesinnung der Stifter des großen Freistaatenbundes so weit entfernt hat? Ihre Gegner legen dies ohne Weiteres einer moralischen Ausartung ihres Charakters zur Last und behaupten, daß Sittlichkeit, Christenthum, Rechtsgefühl und echte Civilisation überhaupt in den Sklavenstaaten seit jener bessern alten Zeit stete Rückschritte gemacht haben. Wie viel oder wenig Wahres an dieser Beschuldigung ist, läßt sich schwer bestimmen. Denn wenn es auf der einen Seite seltsam klingt, in unsrer Zeit und in einem Lande, das sich der freiesten Verfassung erfreut, von Rückschritten der Civilisation zu sprechen, so läßt sich auf der andern Seite nicht bezweifeln, daß nichts so sehr geeignet ist, die Sittlichkeit und das Rechtsgefühl in allen Richtungen zu gefährden, als das Institut der Sklaverei, die nicht nur an sich so durchaus inhuman, sündlich und rechtswidrig ist, sondern auch allen Ausbrüchen roher Leidenschaft und Sinnlichkeit Thür und Thor öffnet. Allein dies erklärt nicht, warum die Sache in neuerer Zeit so viel schlimmer geworden, da doch die Sklaverei schon lange vor der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten dort bestand. Das Räthsel löst sich vielleicht durch die historische Thatsache,

daß vor dem Anfang und in der ersten Zeit dieses Jahrhunderts das materielle Interesse, welches sich an die Sklaverei knüpfte, weit schwächer war als späterhin. Die Abtretung von Louisiana an die Vereinigten Staaten und die Folgen derselben vermehrten dieses Interesse um mehr als das Zehnfache, denn jetzt erst wurde bekanntlich die Production von Zucker und Baumwolle von großer Bedeutung und verbreitete sich auch mehr in den andern südlichen Staaten. Dazu kam später die Anschließung von Florida und noch später die von Texas. Wenn man früher weniger leidenschaftlich an der Sklaverei hing, so lag der Hauptgrund darin, daß man sie für weniger unentbehrlich hielt, und so zeigt sich auch hier wieder die alte Wahrheit, daß das materielle Interesse mehr als alles andere die Welt regiert. Wir geben unsere Ansicht nicht als etwas Tröstliches, — vielmehr ergibt sich daraus, wie viel schwieriger die Abschaffung der Sklaverei jetzt ist, als sie es zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung gewesen wäre. Aber jedenfalls darf eine so wichtige Thatsache, wie die erwähnte, bei der Beurtheilung der Sklavenhalter und ihres Benehmens nicht außer Acht gelassen werden.

Als merkwürdige Belege dieser Sinnesänderung mögen übrigens einige specielle Beispiele dienen. Der verstorbene Col. R. M. Johnson, ein höchst angesehener Mann in Kentucky, war mit einer seiner Sklavinnen verheirathet, und die aus dieser Ehe entsprungene Tochter gab er weißen Farmern zur Ehe. Dies fiel damals so wenig auf und machte ihn so wenig unpopulär, daß er im Jahre 1836 zum Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde, wobei auch die südlichen Stimmen in großer Mehrheit ihm zustelen. Dagegen hat im Jahre 1834 ein Mann aus dem freien Staat Ohio einen Sklavenhalter in Kentucky um die Hand eines fast ganz weißen Mulattenmädchens, der Sklavin des Kentuckiers, und bot ihm den Kaufpreis an. Der Herr des Mädchens aber verwarf nicht nur das Gesuch mit rauhen Worten und Vorwürfen, sondern ließ auch sofort einen häßlichen Vollblutneger kommen und diesen eine Zwangsehe mit der Sklavin schließen, die darüber aus Kummer starb. — Ein Mann aus Südcarolina, Namens Elijah Willis, hatte dreizehn Jahre lang mit seiner Sklavin ehelich gelebt und mehrere Kinder mit ihr erzeugt. Er starb zu Anfang des Jahres 1833, nachdem er durch ein Testament sie und die Kinder emancipirt und zu Erben eines Vermögens von 150,000 Dollars eingesetzt hatte. Allein das Testament wurde von Verwandten angefochten und ein Schwurgericht erklärte es für ungiltig, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Thatsache selbst beweise, daß der Mann nicht bei gesundem Verstande gewesen, und weil der Inhalt des Testaments der Politik des Staates zuwiderlaufe. — Noch in den Jahren 1831 und 1832 kämpfte der geist- und talentvolle Virginier Thom. Ritchie, Herausgeber des „Richmond Enquirer“, muthig und kräftig für die allmälige Abschaffung der Sklaverei, die er als die Pest des Südens bezeichnete. Heute überläßt sich dessen Sohn, jetziger Herausgeber desselben Blattes, den heftigsten Angriffen und Schmähungen gegen die Freibodenmänner des Nordens, die doch nicht die Abschaffung der Sklaverei verlangen, sondern nur die weitere Ausdehnung derselben zu verhindern suchen.

Die Besorgnisse wegen eines Sklavenaufstandes dauern fort, besonders in den Staaten Tennessee und Mississippi. Alle Vorsichtsmaßregeln werden verschärft und in Tennessee müssen alle freien Farbigen den Staat verlassen. Am Cumberland-

flusse stehen 25 Eisenwerke, wo sonst Neger die Arbeit verrichteten, gänzlich still. Jeder Farbige, gegen den irgend ein Verdacht sich erhebt, wird mit der größten Grausamkeit ausgepeitscht, um Geständnisse zu erlangen und viele haben wirklich gestanden. Ist dies geschehen, so wird der Delinquent in der Regel sogleich aufgeknüpft. Von Seiten der Neger kommen einzelne Acte der Rache vor; so wird gemeldet, daß ein farbiger Koch eine weiße Familie von acht Personen vergiftet habe, von denen sechs gestorben seien. Es ist gewiß, daß eine Sklavenverschwörung im Gange war, aber es scheint ihr an dem Zusammenhange gefehlt zu haben, der ihr eine allgemeine Gefährlichkeit hätte verleihen können. Sie wird ohne Zweifel bald gänzlich unterdrückt sein. Aber man sieht aus diesen Vorfällen deutlich genug, was aus den Sklavenstaaten werden würde, wenn sie jemals die unsinnige Idee, sich von dem freien Norden zu trennen, in Ausführung bringen sollten.

In Bezug auf Kansas berichtet eine sehr neue Correspondenz (vom 7. Januar 1857) — der wir übrigens die Verantwortlichkeit für die volle Wahrheit ihrer Angaben überlassen müssen — daß dort ein neuer Geist des Friedens und der Brüderlichkeit sich geltend mache; daß man Versammlungen halte, um eine Eisenbahn durch das Territorium zu bauen und eine Hochschule zu errichten und um den Congreß der Vereinigten Staaten zu bitten, diese Zwecke durch eine Schenkung von öffentlichen Ländereien zu befördern, u. s. w. Der Bericht schließt mit den Worten: „Kansas wird ohne allen Zweifel ein freier Staat werden; dies ist ein Punkt, der von jedermann zugegeben wird, selbst von den Staatsmännern des Südens.“ — Fast fühlt man sich versucht, hier das amerikanische Sprüchlein anzuwenden: „it is too good to be true,“ — es ist zu gut, um wahr zu sein.

Postwesen der Vereinigten Staaten. Die Zahl der Postämter in den Vereinigten Staaten beträgt dormalen nicht weniger als 25,662! Die Länge der Poststraßen ist, zusammengenommen, 239,642 engl. Meilen, wovon 20,323 auf Eisenbahnen zurückgelegt werden, 14,951 durch Dampfboote, 50,453 durch Postwagen, der Rest auf andere Weise. Die Gesamtkosten des Postwesens der Vereinigten Staaten betragen im vergangenen Verwaltungsjahre (vom 30 Juni 1855 bis dahin 1856) 8,576,128 Dollars, die Einnahme nur 7,620,824. Mithin ergab sich ein nicht unbedeutendes Deficit. Allein in den Vereinigten Staaten betrachtet man den Ertrag dieses Departements nicht als Einnahmequelle für den Schatz, sondern das Postwesen wird, wie billig, bloß als eine Anstalt für den öffentlichen Nutzen angesehen und das erwähnte Deficit hat um so weniger zu bedeuten, als die Gesamteinnahme der Union einen sehr großen Ueberschuß über die Gesamtausgabe darbietet. Die wohlthätige Folge jener Ansicht ist ein äußerst geringer Portofaß. Im ganzen weiten Umfange der Vereinigten Staaten (mit Ausnahme der Gebietstheile jenseits der Felsengebirge) kostet ein einfacher Brief nur drei Cents ($4\frac{1}{2}$ Kreuzer oder $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen). Da übrigens die Ernennung sämtlicher Postbeamten dem Präsidenten der Vereinigten Staaten allein (ohne Zustimmung des Senates) zusteht, so bilden die 25,662 Postmeister ein nicht unbedeutendes Heer von Anhängern des Präsidenten, und der Einfluß derselben ist um so wirksamer, da sie auf allen Punkten der Vereinigten Staaten zerstreut sind und vermöge ihres Amtes sehr viel mit den übrigen Bewohnern in Verbindung kommen. Dies erklärt aber auch, warum jeder Präsidentenwechsel in der

Regel auch einen gewaltigen Postmeisterwechsel nach sich zieht, zumal wenn der neue Präsident einer andern politischen Partei angehört, als der vorhergehende.

Veräußerung öffentlicher Ländereien. Während des Verwaltungsjahres vom 30. Juni 1855—56 fanden in den Vereinigten Staaten folgende Veräußerungen öffentlicher Ländereien statt, die manches Charakteristische darbieten: a) Verkauft wurden 6,227,878 Acker*) für 8,821,414 Dollars, b) Verschenkt an Soldaten oder Freiwillige, die den mexikanischen Krieg mitgemacht (und deren jeder, nach einem Beschlusse des Congresses, entweder 160 Acker Landes oder 100 Dollars in baarem Gelde als besondere Vergütung zu beanspruchen hatte) 8,382,408 Acker. c) Verschenkt für Eisenbahnzwecke, 15,680,000 Acker; zusammen über 30 Millionen Acker. Dagegen liegen dem Senate mehre neue Indianertractate zur Genehmigung vor, und zwar über die Abtretung von ohngefähr 122 Millionen Acker an die Vereinigten Staaten, wofür gegen 11 Millionen Dollars bezahlt werden sollen. Man sieht, daß dies alles in ziemlich großartigem Stile geht.

Indianer in den Vereinigten Staaten. Nach den neuesten amtlichen Berichten beläuft sich die Gesamtzahl der Indianer, die noch in dem weiten Gebiete der Vereinigten Staaten leben, auf etwa 300,000. Wäre diese Zahl beisammen, einig und von energischem Haß gegen die Vereinigten Staaten beseelt, so würde sie ein ziemlich gefährliches Element bilden. Da aber die Indianerstämme sehr zahlreich und sehr weit auseinander zerstreut sind, auch meist blutige Fehden über traditionelle und kleinliche Streitigkeiten unter sich führen, so kommen sie als Feinde der Vereinigten Staaten sehr wenig in Betracht. Doch verwendet die Union fast ihr ganzes stehendes Heer (jetzt etwa 45,000 Mann) zur Beschützung ihrer Grenzen gegen gelegentliche Einfälle und Räubereien der Indianer. Mit den meisten Stämmen derselben stehen die Vereinigten Staaten vertragsmäßig auf friedlichem Fuße und sind bei ihnen durch Agenten vertreten, deren Ansehen und Einfluß viel dazu beiträgt, Ruhe und Ordnung unter ihnen zu erhalten. Die Regierung der Vereinigten Staaten gibt sich viel Mühe, die Indianer durch Anleitung zum Ackerbau und zur Errichtung fester Wohnsitze zu civilisiren, und bei einigen Stämmen ist dies bereits in bedeutendem Maße gelungen, namentlich bei den Cherokees, Creeks, Choctaws und Chikasaws, die jenseit des Mississippi zwischen den Flüssen Arkansas und Redriver abgegrenzte Gebiete bewohnen, welche ihnen von den Vereinigten Staaten angewiesen wurden. Die Cherokees haben sogar bereits Zeitungen, die in ihrer eignen Sprache, jedoch in englischen Lettern gedruckt sind. Die Stämme der nördlichen Gegenden halten meist zäher an ihrer wilden Sitte und Lebensweise und werden daher nach und nach untergehen, während diejenigen, die sich der Civilisation anschließen, gedeihen und an Zahl zunehmen.

*) Ein amerikanischer Acker (acre) enthält 43,560 Quadratfuß, ist also größer als die meisten deutschen Morgen. 640 Acker bilden eine Section oder engl. Quadratmeile. Das ganze Land ist nach Sectionen vermesen und die Verkäufe geschehen von Seiten der Vereinigten Staaten sowol in ganzen Sectionen als in einzelnen Sectionstheilen bis zu $\frac{1}{16}$ Section oder 40 Acker. Der feste Preis dieser Verkäufe ist $1\frac{1}{4}$ Dollar (fl. 3. 8 Kr.) für den Acker.

Deutsches Element in den Vereinigten Staaten. — Es ist in Deutschland und noch mehr unter den Deutschen in Amerika gar viel die Rede von dem deutschen Elemente in den Vereinigten Staaten, von dessen Berechtigung, von der besten Weise, wie es sich im amerikanischen Leben geltend machen sollte, von dem Widerstande, den es von Seiten der Amerikaner erfährt u. s. w. Will man sich aber in dieser allerdings wichtigen Angelegenheit nicht mit bloßen Redensarten begnügen, so muß man vor allen Dingen darüber ins Klare zu kommen suchen, was man unter dem deutschen Elemente, so weit es eine wirkliche Berechtigung in den Vereinigten Staaten in Anspruch nehmen darf, zu verstehen hat; sonst läuft alles auf leere Worte und Mißverständnis hinaus, wie überall, wo der Gegenstand einer Discussion nicht klar genug definiert ist. — Daß es nicht gut wäre, wenn alle Eigenthümlichkeiten, welche die deutsche Einwanderung mitbringt — auch die schlimmen — in Amerika Eingang und Verbreitung fänden, das wird selbst der ärgste Deutschhümler zugeben müssen; — wir meinen damit namentlich die deutsche Pedanterie, Kleinlichkeit, starre Rechthaberei, Unbeholfenheit, Bedenklichkeit, Gleichgiltigkeit oder Unerfahrenheit in öffentlichen Angelegenheiten, Phantasterei in vielen Dingen, großen, aber schnell verrauchenden Enthusiasmus für unhaltbare Ideen, — ferner die etwas zu starke Neigung deutscher Nation zu behaglichem Sinnengenuss, zum Gläschen, zu vollen und delicaten Schüsseln und zu Lärm, Ausgelassenheit und Uebermaß bei diesen Genüssen. Es wäre gewiß kein erfreuliches Resultat, wenn die Vereinigten Staaten sich nach und nach in eine Caricatur von Deutschland verwandelten. Selbst die deutsche Sprache — so wünschenswerth es auch sein mag, daß sie sich im Privatkreise deutscher Familien erhalte, — darf keinen Anspruch darauf machen, als öffentliche Sprache neben der englischen und mit gleicher Berechtigung anerkannt zu werden. Denn die deutsche Einwanderung, obwol bereits auf mehrere Millionen anzuschlagen, bildet immer nur eine geringe Minderzahl unter 27 Millionen, und überdies ist Einheit der Sprache eine der wesentlichsten Bedingungen der Nationaleinheit. Wo mehrere Sprachen herrschen, da ist ein echt einheitlicher Nationalgeist nicht denkbar, und doch beruht auf diesem die Größe und Wohlfahrt einer Nation. Zudem ist es recht und billig, daß diejenigen, welche die Gastfreundschaft eines fremden Landes in Anspruch nehmen, um ihre Zukunft dort zu gründen, sich den Verhältnissen der Adoptivheimath fügen und nicht störend auf dieselben einwirken. Daher ist es auch völlig unzulässig, daß in politischen und andern öffentlichen Angelegenheiten ein deutsches Interesse als solches dem amerikanischen feindselig entgegentrete, — daß eine deutsche Partei sich geltend zu machen suche. Nicht Absonderung, sondern Verschmelzung ist die wahre Aufgabe; denn nur aus letzterer kann Einheit, Kraft und Nationalgröße hervorgehen. Man bedenke nur, daß eine so anmaßende Rolle, wenn sie für die Deutschen statthaft wäre, auch den Eingewanderten aller andern Nationen zugestanden werden müßte, — und welcher Stand der Dinge, welche Verworrenheit und Zerrissenheit würde daraus für die Vereinigten Staaten entspringen! Man stelle sich den umgekehrten Fall vor, nämlich daß Deutschland das Ziel einer zahlreichen Auswanderung wäre, und daß die Ankömmlinge, zum Dank für die gewährte Ausnahme, durch Oppositionsgeist und Geltendmachung von zehnerlei verschiedenartigen Nationalitäten, Verwirrung in die

öffentlichen Verhältnisse brächten und die Nationaleinheit gefährdeten. Was würden wir Deutsche zu einer solchen Unverschämtheit sagen und wie würden wir uns gegen die übermüthigen Fremdlinge benehmen? — Und doch haben manche eingewanderte Deutsche, besonders solche, die durch die Stürme von 1848 und 1849 nach Amerika getrieben wurden, diesen falschen Weg eingeschlagen und andere Deutsche mit sich fortzureißen gesucht, — eine Frucht ihrer egaltirten, unpraktischen Ideen, ihrer vermeintlichen Wichtigkeit und ihres Ehrgeizes, der um jeden Preis eine Rolle zu spielen suchte. Sie nannten sich das „neue Element“, wurden aber selbst von andern Deutschen, die reifere Ansichten und Erfahrungen besaßen, kräftig bekämpft. Auch unterlagen sie im Wesentlichen und bilden nun eine Classe von Unzufriedenen, die gern ihre Galle durch Schmähchriften gegen die Vereinigten Staaten und durch die bitterste Kritik aller dortigen Verhältnisse und Zustände ausläßt. Diese Leute haben nicht wenig dazu beigetragen, die unfreundliche Stimmung der Knownothings und anderer Nativisten gegen die Einwanderung hervorzurufen oder doch zu steigern.

Aber es gibt wirklich ein deutsches Element, welches mit dem größten Rechte und mit entschiedenem Vortheil für beide Theile sich in Amerika geltend machen darf und auch wirklich geltend macht. Ja es trifft sich, daß grade diejenigen nationalen Vorzüge, die man gern als deutsche bezeichnet, nämlich heitere Gemüthlichkeit, Offenheit, Wissenschaftlichkeit, Kunstsin, Hang zu einer poetischen Auffassung der Dinge, und überhaupt Streben nach dem Idealen, den Amerikanern mehr oder minder fehlen, während umgekehrt die Deutschen an dem Mangel leiden, was die Amerikaner besonders auszeichnet, wir meinen ihren praktischen Sinn und Takt, ihren energischen, großartigen, unermüdlchen, kein Hinderniß scheuenden Unternehmungsgeist, ihre Gewohnheit, alles erst ruhig zu prüfen und den Dingen auf den Grund zu schauen, ehe sie dafür in Enthusiasmus gerathen; sodann im Privatverkehr ihren Ernst und ihre ruhige Gemessenheit des Benehmens, im Politischen aber ihr stets lebendiges Interesse für öffentliche Angelegenheiten, ihre ununterbrochene Wachsamkeit und männliche Entschlossenheit in Wahrung ihrer Rechte und ihren ungemeynen Scharfsinn in Entdeckung aller nahen oder entfernten Gefahren, die diese Rechte bedrohen. Ein gegenseitiger Austausch, eine glückliche Mischung dieser beiderseitigen Vorzüge würde gewiß zur Ausbildung eines höchst ausgezeichneten Nationalcharakters führen, und in diesem Sinne ist die Belebung des deutschen Elementes in Amerika und dessen Einwirkung auch auf das Leben der eingebornen Amerikaner hauptsächlich wünschenswerth. Auch steht dieser Einwirkung kein äußeres Hinderniß im Wege, und die innern Schwierigkeiten — die, welche aus der Gefinnung entspringen, werden mehr und mehr verschwinden, so wie die Deutschen mehr und mehr jeden Gedanken an eine oppositionelle Stellung aufgeben und auf eine herzliche Anschließung und Verschmelzung hinarbeiten.

Wir schließen für heute unsern Artikel mit diesen allgemeinen Betrachtungen, behalten uns aber vor, nach und nach über die Fortschritte, welche das deutsche Element in Amerika in dem erwähnten Sinne bereits gemacht hat, Näheres mittheilen.

Aus Paris. — Ein Proceß, wie sie in Paris nur zu häufig vorkommen, hat seit ich nicht geschrieben, das Publicum eine Woche lang und noch mehr beschäftigt. Natürlich, die Heldin ist Sängerin und Lorette zugleich, ihre Mitschuldigen waren eine Hebamme und ein bekannter Hemdfabrikant aus der Rue Richelieu. Die leichte Sängerin ist weiß gewaschen, der Hemdfabrikant zu fünf Jahren Gefängniß und die Hebamme zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Das Verbrechen, um das es sich gehandelt hat, ist leicht zu errathen, aber das psychologische Interesse dieses abscheulichen Dramas liegt außerhalb der handelnden Namen. Eine Schwester der Angeklagten ist als Angeberin aufgetreten und das Zurückstoßende, was in diesem Acte liegt, hat nicht wenig zur Freisprechung der Schuldigen beigetragen. Man hat einen Brief dieser Schwester zu den Actenstücken gelegt, der die Zuhörer mit Recht empört hat. Fräulein Emma hat ihre Schwester ins Unglück gebracht wegen eines vergoldeten Armbandes und wegen einiger Kleiderlumpen, sie selbst war eine Schülerin des Conservatoriums und ist ein ganz junges Mädchen. Die Mutter der Sängerin begab sich mit dieser nach dem Proceß zum Director der komischen Oper, ihn zu bitten, daß er ihre Tochter neuerdings engagire, indem sie geltend machte, dieselbe sei infolge ihres Processes der Neugierde des Publicums nur um so näher getreten. H. Perrin, der ein Ehrenmann ist, und sich vielleicht gern nicht strenger gezeigt haben würde, als die Geschwornen, mußte nach einer so unwürdigen Reclame unerbittlich bleiben.

Es ist traurig, daß jetzt bürgerliche Leute, nicht bloß wie ehemals Leute von Hof und Adel, den Ton des liederlichen Lebens angeben. Der Präsident war wol inspirirt, als er dem Hemdfabrikanten das Gehässige und Lächerliche des bourgeois roué zu Herzen zu führen gesucht, und ein solcher ist allerdings nicht weniger verächtlich und belachenswerth als der bourgeois gentilhomme. Der Krebschaden ist leider zu tief gedrungen, und das Laster hat sich in Frankreich seit Ludwig XV. ziemlich als tiers-état eingebürgert. Es kann nichts Verabscheuungswürdigeres geben, als diese Picknicks der Laster, welche das Grundwesen der heutigen frivolen Gesellschaft bilden. Ein Wüßling, dem eine ehemalige Freundin ihre prachtvollen Gemächer, und die darin aufgehäuften Reichthümer zeigte, blieb wie in tiefes Sinnen versunken. „Beneiden Sie mich etwa“ fragte die Lorette, „weil Sie so stumm da stehen?“ „Ach nein“ erwiderte der Gefragte „ich dachte bloß an Louis Blanc und an die Wunder der Association.“ Wer in seinen Beziehungen zum Weibe eine solche Erniedrigung erträgt, der kann auch im Staate nur eine erbärmliche Rolle spielen.

Ich habe, Sie werden mir das Zeugniß geben, Ihre Leser selten ins Bereich der Gazette des Tribunaux geführt, und wenn ich heute eine Ausnahme mache, so geschieht es, weil mein Geist von der Erinnerung an eine Anzahl von scandalösen Geschichten dieser Art gequält wird. Ich wollte, und wäre es auch nur vorübergehend, Notiz auch von dieser Seite des pariser Lebens nehmen, da das Bild davon, das sich in diesen Briefen entrollen soll, sonst kein treues wäre.

Ich hole Versäumtes nach. Die Akademie, die Literatur und die Politik haben, seit ich nicht geschrieben, eine Illustration eingebüßt. Herr von Salvandy ist gestorben, ein Mann, den seine Gegner wie seine Freunde als

einen ehrlichen Mann betrauern, wenn auch der Abend seiner Lebensbahn nicht dem Anfange derselben entsprochen haben mag. Als Privatcharakter stand Salvandy allgemein geachtet da, und als Politiker mochte man ihn zwar häufig tadeln, aber man sagte ihm keine Motive nach, welche das Leben so vieler Berühmtheiten verdunkeln.

Salvandy muß als ein wohlwollender, kenntnißreicher, talentvoller Mann bezeichnet werden, der, was in Frankreich eine Seltenheit ist, berühmt geworden ist, ohne esprit zu besitzen.

Er war in Condom im Departement von Gers (1796) geboren, und stammte aus einer Familie irländischen Ursprungs. Er trat infolge seines Fleißes und seiner Begabung als Stipendiat ins Lycée Napoléon. Das Collegium verlassend, trat er gegen den Willen seiner Eltern in die Ehrengarde, machte die Feldzüge von Sachsen und Frankreich mit, und rückte schnell zum Adjutantmajor vor. Dreimal während dieser beiden Campagnen verwundet, erhielt er aus den Händen Napoleons in Fontainebleau das Kreuz der Ehrenlegion.

Nach dem Kaiserreich verließ Salvandy das Kriegshandwerk und kam nach Paris. Eine neue Zeit begann. Der junge Offizier wurde Hörer der Rechte, und trat zugleich, um seinen Grad nicht zu verlieren, in das Haus des Königs ein. Er war Mousquetaire noir geworden, und begleitete als solcher Ludwig XVIII. bis an die Grenze. Während der hundert Tage veröffentlichte er zwei Broschüren, in welchen ein lebhaftes Gefühl für Freiheit athmete. Nach der Invasion hatte er den Muth, eine Broschüre zu veröffentlichen (die Coalition Frankreichs), die ihm die Feindschaft „der guten Freunde unserer Feinde“ zuzog. Man verlangte von Ludwig XVIII., den kühnen jungen Mann zu verhaften. Der König war aber ehrenhaft genug, dieses Geheiß zu verweigern. Der Herzog von Richelieu, dem diese Broschüre aus dem Gedächtniß gekommen war, stellte den dreiundzwanzigjährigen Salvandy im Jahr 1819 als Requetenmeister beim Staatsrath an.

Im Jahr 1820 unternahm er eine Reise nach Spanien, um daselbst die Entfaltung der spanischen Revolution zu studiren. Als ihn der Minister Peyronnet aus den Listen des Staatsrathes strich, warf sich Salvandy ganz auf Schriftstellerei. Er legte auch seinen Titel als Generalstabshauptmann nieder, und gab so auch seine Pension auf, welche sein einziges Vermögen ausmachte. Um jene Zeit schickte er seinen Halbrother Alonzo (ou l'Espagne) heraus, der später den Wigblättern zur Zielscheibe diente. Als Roman ist das ein schlechtes Buch, doch enthält es viel dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß des Landes, von welchem es handelt. Der Stil ist schwülftig und breit zugleich. Von letzterem Mangel hat sich Salvandy niemals ganz befreien können. Nach Alonzo erschien Islaor oder der christliche Barde. Es war ein Unglück für Salvandy, daß ihn die Vorbeeren Chateaubriands nicht haben diesen Versuch verschlafen lassen.

Als die Censur wieder hergestellt wird, veröffentlichte Salvandy eine Broschüre, die viel Lärm machte. Er schrieb im Verein mit Chateaubriand eine Reihe von Artikeln für das Journal des Debats, welche nicht wenig zum Sturze des Cabinets Villèle beigetragen haben. Unter Martignac in den Staatsrath berufen, gibt Salvandy seine Entlassung, so wie Polignac an die Spitze der Regierung tritt. Er geht mit neuer Energie zur Journalistenfeder. Der berühmte Artikel, der mit

den Worten schloß: „Unglücklicher König! Unglückliches Frankreich!“ rührt von ihm her.

Salvandy verdankt man noch einen anderen historischen Ausspruch. Er war es gewesen, der vom Feste, das Philipp von Orleans dem Könige von Neapel im Palais royal gegeben hatte, sagte: „wir tanzen auf einem Vulkan.“

Nach der Julirevolution scheint Salvandy den Compaß seiner Grundsätze zu verlieren; der Doctrinarismus hat ihn um seine Persönlichkeit gebracht und er kam namentlich seit 1836 nicht mehr von der Kette los, an welche ihn Guizot geschmiedet hielt. Er hat mit diesem an dem Untergang des Julithrones gearbeitet und sich nach der Februarrevolution für die eigne Ohnmacht durch blinde Reaction gegen die Republik gerächt. Salvandy war zweimal Gesandter in Madrid und in Turin und mußte beide Male wegen Schwierigkeiten mit den Regierungen, bei welchen er accreditirt war, seinen Posten aufgeben.

Während der letzten Jahre seines Lebens hat Salvandy durch seine Fusionsversuche sich blamirt.

Als Privatcharakter verdiente er, ich wiederhole das, alle Hochachtung.

Noch ein nachholendes Wort über die Theater. Verdis Traviata, wie man hier die Traviata hieß, ist gehörig durchgefallen. Von Verdienste nicht ein einziges Stück in dieser erbärmlichen Partitur, nichts, das sich durch musikalischen Charakter auszeichnet, nicht eine Phrase, die anzöge und dazu noch ein Mangel an Originalität, wie man ihn selbst Verdi sonst nicht nachsagen konnte. Die Orchestration ist kalt, leer und sie hält es mit dem Gesange, wie Abraham mit Loth, sie geht nach links, wenn er nach rechts geht, und umgekehrt. Verdi hat sonst wenigstens dramatisches Geschick und er bewährt sich als tüchtiger Arrangierer des modernen musikalischen Spectakels. Dies Mal ging es ihm, wie es allen Talenten zweiten Ranges geht, die ihre Individualität aufgeben wollen, um sich aus der mühsam geschaffenen Sphäre in fremde zu wagen. Meyerbeer sollte diese Traviata anhören, um sich vor einem ähnlichen Risiko zu hüten — denn wenn er seine mathematischen Combinationen, seine gesuchten Effecte, seine lärmende Toilette fort nimmt, dann bleibt gewiß etwas, das dieser Traviata ähnlich sehen wird, der Text ist eine Verunstaltung der dame aux camelias, — eine Verunstaltung aber, die bis zur Virtuosität geht. Fräulein Piccolomini, welche den Engländern Thränen der Bewunderung und tausende von Pfunden gekostet hat, ist eine kleine Person, die, was Stimme betrifft, schöne Augen hat und deren Gesang durch eine kokette Art den Mund zusammenzuziehen und den Kopf grazios zu schütteln, sich auszeichnet. Die Dame hat drei erträgliche Töne, f, g, a, und wo diese aufhören, fängt das Geberdespiel an und hilft die Nase und der zu einem Kropfe anschwellende Hals aus, musikalisches Wissen hat sie wenig, aber viel Muth, und sie stürzt sich ohne Fallschirm von der Höhe in die Tiefe, unbekümmert darum, wie es ihr auf der Reise geht, und es geht ihr oft schlecht genug. Es fehlt ihr sogar an musikalischem Gefühle. Als Schauspielerin hat sie wenigstens einige Begabung. Sie besitzt innere Emotion und Koketterie und ist auch nicht ganz ohne liebenswürdige Schelmenhaftigkeit, aber das alles wird dilettantenhast benutzt und in wichtigen Momenten wird die Intention so offenbar, daß keine Illusion möglich bleibt. Fräulein Piccolomini verdankt ihre Erfolge in London Lumley Barnum, Lord Ward, ihrem histori-

sehen Namen und der Tugend der Engländerinnen, welchen jede Traviata (Verirrte) das Interesse einer neuen Erscheinung bietet. Die komische Oper hatte die alte Farce vom avocat Patelin fast ganz ohne Veränderung des Textes (was den Gang des Stückes und den wesentlichen Inhalt betrifft) auf die Bühne gebracht und einen immensen Erfolg gefunden. Die Musik hat das Verdienst, den Localton des Stückes, die Färbung der Zeit getroffen zu haben und sich in ehrerbietiger Entfernung neben dem Stücke zu halten. Ueber jedes Lob erhaben aber sind die Darsteller.

Literatur.

Sebastian Franck und deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Culturgeschichte vorzüglich des 16. Jahrhunderts. Von Hermann Bischof. Tübingen, G. Necker. — Sebastian Franck, der jüngere Zeitgenosse Luthers (geb. um 1500, gest. 1545) greift durch seine historischen und philosophischen Arbeiten sehr bedeutend in die culturhistorische Bewegung des 16. Jahrhunderts, namentlich der historischen Studien ein. Die philosophische Facultät zu Tübingen hatte 1854 die Charakteristik dieses bedeutenden Mannes als Preisaufgabe gestellt, und krönte die vorliegende Schrift aus den folgenden Motiven. „Die Abhandlung zeichnet sich durch umfassende Belesenheit auch in der Quellenliteratur; bestimmte wissenschaftliche Begriffe; Schärfe, Umsicht und Unbefangenheit des Urtheils; tieferes Eindringen in das Wesen des Gegenstandes; Planmäßigkeit; Abrundung; gebildete Sprache und fließenden, belebten Stil vortheilhaft aus. Ueberall wird auf den Kern der Sache, auf die eigenthümlichen Grundideen des Schriftstellers zurückgegangen; diese auf oft geistvolle Weise in Beziehung gesetzt zu den Zeitideen; und sein Verhältniß zu der Reformation, zu seinen Vorgängern, den Chronisten des Mittelalters, wie zu der modernen Historiographie, — seine Stellung im Entwicklungsproceß der Wissenschaft klar und treffend bestimmt.“ Zum Theil aus Pietät gegen das Urtheil der Facultät hat der junge Verfasser sich bestimmen lassen, das Buch im Wesentlichen in der Form herauszugeben, in der es zuerst geschrieben ist. Wir können das nicht für zweckmäßig halten, denn so sehr wir dem Urtheil der Facultät in der Anerkennung der gründlichen und gelehrten Forschung beipflichten, so wenig können wir das für richtig halten, was sie über die künstlerische Behandlung des Stoffes sagt. Der Stil ist im höchsten Grade manierirt und wird namentlich durch die Neigung zu Citaten und Anspielungen entstellt — wir meinen damit natürlich nicht die Citate aus den Quellen, die vielmehr alles Lob verdienen, namentlich das genaue Register der Parallelstellen, um nachzuweisen, wie Franck seine Quellen benützt hat, sondern die Citate aus belletristischen und philosophischen Schriftstellern, die sammt und sonders überflüssig sind und den Verfasser nicht selten zu einem gespreizten Wesen verleiten, das sich für die Natur des Gegenstandes nicht eignet. Bei einer Erstlingsarbeit halten wir es um so nöthiger,

auf diesen Fehler hingudeuten, da man die wahre Bedeutung eines guten historischen Stils nicht selten verkennt. Der gute historische Stil besteht darin, daß man sich streng an die Sache hält und die eigne Person aus dem Spiel läßt.

Loiseau par l. Michelet. Deuxième édition revue et augmentée, Paris, Hachette & Co. — Was sich der berühmte Historiker bei diesem Buch, das bereits in zweiter Auflage erscheint, eigentlich gedacht hat, ist schwer zu ermitteln. Er gibt zwar eine ziemlich ausführliche Vorrede, aber in dieser erfährt man auch nichts Bestimmtes: das Buch sei aus dem Schoß der Familie hervorgegangen, aus den Tischgesprächen, den Winterlectüren, dem Geplauder im Sommer u. s. w. Es ist allerdings viel von Vögeln darin die Rede. Der Verfasser beklagt sich, daß „diese geflügelte Classe, die höchste, zarteste, die mit dem Menschen am meisten verwandt ist, doch am meisten von den Menschen verfolgt wird; um ihm Schutz zu geben, sei es nöthig, in dem Vogel die Seele zu enthüllen, nachzuweisen, daß er eine Person ist“, und nun folgen eine Reihe von Schilderungen, zum Theil sehr poetisch, aber von jener eigenthümlichen Art Poesie, die man bei uns in Deutschland als toll gewordene Prosa bezeichnet, wo die Phantasie und die Empfindung völlig mit dem Schriftsteller durchgeht und sich doch nicht so weit über die endlichen Bedingungen erhebt, daß eine poetische, auf sich selbst ruhende Gestaltung daraus hervorgehn könnte. Michelet ist reich an warmen Anschauungen und geistvollen Einfällen; aber wenn es ihm schon auf seinem eignen Gebiet, der Geschichtschreibung, sehr schwer wird, diesen Inspirationen die nothwendige Kritik entgegenzusetzen und sie dadurch zu formen, so scheint das bei einem Stoff, dessen Wahl an sich schon eine Caprice ist, völlig unmöglich zu sein. Wir Deutsche kommen in dem Buch sehr gut weg; unsere Dichter werden häufig citirt, das Poetische unserer Lebensanschauung wird mit Wärme hervorgehoben. Aber diese freundliche Gestinnung, die Michelet immer gegen uns entwickelt hat, kann uns doch nicht darüber täuschen, daß für die Existenz dieses Buchs kein innerer Grund vorhanden ist.

Dasselbe Werk in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „Aus den Lüften“, das Leben der Vögel von J. Michelet. Berlin 1857. Sigismund Wolff, in vortrefflicher Ausstattung. Aber das Gezierte und Seichte des französischen Textes wird in dem klaren Licht unserer Sprache noch peinlicher; wir lernen gegenüber der dreifßen Unwissenheit des Franzosen die bescheidenen Naturschilderer der Deutschen, die Herren Masius, Osterwald u. s. w. wahrhaft hochachten. Denn ihre liebevollen Darstellungen der Störche, Frösche, Haselsträucher und anderer gemüthlicher Existenzen gewähren wenigstens der heranwachsenden Jugend eine passende Lectüre, während der geschmacklose Esprit des J. Michelet weder die Anschauungen, noch das Urtheil, noch endlich den Geschmack unserer Jugend bilden wird.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. E. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Albert** in Leipzig.